

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Die historischen Gemälde sind sehr schön als Paradestücke, mögen in Staatsgebäuden, Kron- und Deputirtensälen an ihrem Flecke sein; aber in meinem Familienzimmer, in meiner Schlafstube würde ich ein Genrebildchen vorziehen; und das Schönste, das ich mir denken könnte, würde dann eine Mutter sein, die in stiller Ruhe und Ergebenheit, blaß ob der durchwachten Nächte, Thränen in dem müden aber milblächelnden Auge, an dem Bette ihres kranken Kindes säße, jeden Athemzug beobachtend, um in ihm eine neue Hoffnung, neuen Trost zu erhaschen, die dem ersten Blicke des erwachenden Kindes entgegenharrte, um in demselben den schönen Lohn ihrer Liebe, ihrer Aufopferung zu finden. Und für alle Jungfrauen von Orleans, für alle Charlotten Cordays der Welt würde ich ein solches Bildchen nicht hingeben. Das Sprüchwort sagt endlich noch: „Hauschre liegt

am Weibe, nicht am Manne,“ und deutet hiermit abermals eine poetische Seite der deutschen Hausfrau an. Ehrfurchtgebietend durch die schönen Pflichten, die sie übernommen und gerne erfüllt, wird sie in ihrer profaischen Beschäftigung zur Ehre des Hauses, dessen Abglanz auf den Mann selbst übergeht, fordert sie Achtung und Huldigung, die ihr Niemand versagen wird; denn Ehre, dem Ehre gebührt, und sie gebührt Wenigen mit mehr Recht, als der braven, tüchtigen Hausfrau, der treuen Gattin, der liebenden Mutter. — Der Gegensatz zwischen den französischen und den deutschen Frauen tritt also scharf genug hervor. Hier eine Hausfrau, dort eine Heldin; und je nachdem Jemand der Euren oder der Andern bedarf, suche er sie dies- oder jenseits der Vogesen. (Benedey, die Deutschen und Franzosen, nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter.)

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der Orang-Utang.

(Tafel 37.)

Ein alter römischer Dichter ruft einmal aus: „Wie ähnlich ist uns Menschen ein so häßliches Thier wie der Affe! (Simia quam similis turpissima bestia nobis.) Diese nahe Verwandtschaft hat freilich für uns etwas durchaus nicht Schmeichelhaftes. Denn nennen wir uns nicht die Herren der Welt, thun wir uns nicht selbst so viel auf uns zu gute, sind wir nicht stolz auf unsere Gesittung, auf unsere Städte und Prachtpaläste, auf unsere Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, und auf so vieles Andere. Und doch sollen wir Vettern jener grinsenden, behaarten Thiere des Waldes sein?

Wir Europäer freilich nicht, denn wir sind über das rein Thierische, das vom Geiste längst unterjocht worden ist, hinaus, und stehen viel höher. Wir beherr-

schen alle anderen lebendigen Wesen, wissen dieselben uns unterthan zu machen und für uns zu benützen. Aber welsch ein Unterschied ist auch zwischen dem weißen Menschen, der in geregelten Staatsverbänden lebt, der sich seines Geistes bewußt ist, und zwischen dem Buschmann, den unsere Leser kennen, oder den rohen Neuholländern, die sich bestimmt nicht viel über den Affen erheben. Diese nackten Wilden, die nicht einmal Hütten bauen, die Ungeziefer aller Art verzehren, Fleisch nicht einmal kochen, sondern roh verschlingen, Wurzeln ausgraben, und ihre Frauen auf das Unwürdigste behandeln, und so seit Jahrhunderten, Geschlecht nach Geschlecht, nicht leben, sondern hinvegetiren, die sind kaum viel mehr als Affen. Und in der That leiten auch manche Negervölker ihren Stammbaum von den Affen ab, mit denen sie sich ziemlich gut vertragen. In Loango wurde einst eine Negerin von Affen geraubt, und in die Wälder ge-

schleppt. Dort baueten sie ihr aus Baumzweigen und Blättern eine Hütte, bis sie endlich durch Zufall wieder erlöst wurde.

Der Drang-Utang, als die am meisten ausgebildete Affenart, steht allerdings noch weit auch von den auf der niedrigsten Gesittungsstufe befindlichen Menschen ab, denn diese können doch ihre Gedanken durch die Sprache ausdrücken. Und Gott gab ja, wie gleichfalls ein alter römischer Schriftsteller bemerkt, dem Menschen die Rede um ihn von den Thieren zu unterscheiden. Und doch hat der Drang-Utang im Körperbau so Vieles, was mit dem unsrigen übereinstimmt, daß man nicht umhin kann, ihn wenigstens für eine Nuance, für eine Mittelstufe zwischen dem Menschen und den Thieren, gelten zu lassen. Glauben doch die Neger, er könne auch sprechen, er wolle es nur nicht, weil er zu träg oder zu boshaft sei! In den Naturgeschichten folgen die Affenthiere, die Simii, gleich nach dem Menschen. Sie haben alle an den Hinterbeinen Hände; sie sind zum Klettern geschaffen, und leben daher vorzugeweise auf Bäumen oder Felsen. Das Aufrechtgehen fällt ihnen schwer, weil dabei ihre Hinterhand nur auf dem äußern Rande ruht, und ihr schmales Becken der Erhaltung des Gleichgewichts nicht günstig ist.

Der Affe (Simia) hat, wie der Mensch, in jeder Kinnlade vier aufrecht stehende Schneidezähne und Backenzähne, die mit stumpfen Höckern versehen sind, die Eckzähne aber werden meist länger als beim Menschen. Bei vielen ist das Gesicht menschenähnlich; die Augen sind nach vorne gerichtet, die Schnauze ist oft sehr lang. Der Affe klettert nicht, wie sonst die Kletterthiere durch Einhäkeln der Nägel, denn diese sind stumpf, sondern er umfaßt die Zweige. Unter den amerikanischen Arten haben manche einen sehr langen Schwanz, den sie zum Greifen gebrauchen, und den sie um Baumzweige wickeln können. Es gibt der Affen eine große Anzahl von Arten, aber alle leben nur in heißen Klimaten, und in Europa kommt nur eine Affenart vor, die auf den Felsen bei Gibraltar wohnt.

Der Drang-Utang, d. h. im Malayischen Waldmensch, lebt auf den hinterindischen Inseln, besonders auf Borneo und Sumatra; der ihm in mancher Beziehung ähnliche Chimpanze lebt in Afrika, in den Küstengegenden von Angola. Dieser ist es wohl auch, den die alten Griechen und Römer als Waldmensch bezeichneten. Der Admiral Hanno, der im Auftrage Alexanders der Großen im Jahre 336 vor unserer Zeitrechnung Afrika umschiffte, fand auf einer Insel Westafrikas „männliche und weibliche Menschen,“ die mit Haaren bedeckt waren. Seine karthagischen Matrosen gaben

sich alle mögliche Mühe, eine Anzahl derselben einzufangen; sie entflohen aber, und kletterten mit wunderbarer Behendigkeit über Felsen, sprangen über Abgründe, warfen Steine auf ihre Verfolger und entkamen. Nur drei Weibchen wurden gefangen, nachdem sie sich lange vertheidigt und wie wüthend um sich gebissen hatten. Man sah sich genöthigt, sie zu tödten, und zog ihnen das Fell ab, das zur Erinnerung an die gefährvolle Reise, zu Karthago im Tempel der Juno aufgehängt wurde, wo es die Römer, als sie die Stadt einnahmen, noch fanden.

Man theilt die Affen in zwei Gruppen, nämlich in jene die in der alten, und jene die in der neuen Welt leben. Die amerikanischen haben alle Schwänze. Der Drang-Utang, den wir jetzt näher betrachten wollen, der Simia Satyrus, hat braunes Haar, kahles und etwas graues Gesicht, und die Arme so lang, daß dieselben fast bis zu den Knöcheln herabreichen. Er soll vierzig bis fünfzig Jahre alt werden, und eine Höhe von sieben Fuß erreichen. An Oberlippe und Kinn hat er oft einen gekräuselten Bart. In kälteren Himmelsstrichen kann dieses, aus einem heißen Klima stammende, Thier nicht lange leben. In Europa, wohin ihn wohl Schiffer aus Borneo mitbringen, verliert er bald seine Munterkeit, die Kälte macht ihn misanthropisch, und es scheint auch, als bekomme er eine Art von Heimweh. Darum stirbt er gewöhnlich schon nach einigen Monaten.

Die Alten dulden gar keine Gefangenschaft; dagegen lassen die Jungen sich zähmen und sind auch nicht böseartig. Bekommen sie Schläge, so vergießen sie Thränen, wie die Kinder. An Gelehrigkeit fehlt es ihnen durchaus nicht. Man kann ihnen Kleider anziehen, und sie scheinen sich zu freuen, wenn sie hübsch angeputzt werden. Sie können aufrecht gehen, haben gern einen Stab in den Händen, und ahmen überhaupt den Menschen nach. Sie schreien und seufzen, und können sich, wenn sie wollen, sehr ordentlich betragen. Manche scheinen gar nichts böshafes in sich zu haben, sondern ganz gutmüthig und ohne Tücke zu sein. Einst hatte ein Holländer ein Drang-Utangweibchen, das sich ganz vortrefflich benahm. Es liebte die Geselligkeit und war sehr betrübt, wenn es keine Menschen um sich hatte, weinte dann und warf sich verzweiflungsvoll zur Erde nieder; kamen aber dann die, welche ihm gewöhnlich Speise brachten, und sich allerlei mit ihm zu schaffen machten, so war es wieder außer sich vor Freuden. Trat sein Wärter ein, so bereitete es demselben einen guten Sitz, indem es Decken, Gras oder überhaupt weiche Sachen herbei schleppte. Rohes Fleisch wurde von ihm verschmähet, dagegen aß es gern Braten und gekochte Fische,

wobei es sich des Messers und der Gabel sehr gewandt zu bedienen wußte. Es trank Wasser, Thee und auch Wein, zog den Stopfen von der Flasche, schenkte sich ein, trocknete sich mit dem Tischtuche die Lippen ab, und bediente sich nach dem Essen sogar eines Zahnstochers. Auf der Ueberfahrt von Borneo nach Europa schloß es Freundschaft mit den Matrosen, und holte sich, gleich ihnen, seine Portion Essen aus der Küche. Brach die Nacht an, so machte es sich sein Lager zurecht, legte ein Stück Zeug auf die Erde, that Heu hinein, nahm die vier Zipfel zusammen, machte sich solchergestalt ein Kopfkissen, und hüllte sich in eine wollene Decke. Es konnte mit dem Schlüssel umgehen, pußte Stiefel, bürstete Kleider aus, und löste Knoten, wenn sie auch noch so verwickelt waren. Was man ihm geschenkt hatte, konnte ihm Keiner wieder nehmen. Hatte es Kopfschmerzen, so band es sich gleich ein Tuch um den Kopf. Es wurde aber bald sehr melancholisch, und starb wenige Monate nach seiner Ankunft in Europa 1774.

Dieser Drang-Utang nahm manche Dinge vor, die Jeden in Erstaunen setzten. Man sah eines Tags, wie er das Schloß an seiner Kette mit einem Schlüssel öffnete und dann wieder zuschloß. Er ergriff nämlich ein kleines Stück Holz, steckte es ins Schlüsselloch, drehte es herum, und sah nach, ob das Schloß nicht aufging. Man hat gesehen, daß er Klammern mit einem großen Nagel auszuziehen suchte, dessen er sich wie einer Zange bediente.

Ueberhaupt eignet sich der Drang-Utang mit ungeweiner Leichtigkeit äußere Gewohnheiten der Menschen an, besonders so lange er jung ist. Ein Ostindienfahrer hatte einen solchen an Bord genommen, der, als das Schiff bei Isle de France anlegte, um Lebensmittel einzunehmen, die Matrosen täglich ans Land begleitete. Er besuchte jeden Morgen eine der am Hasen befindlichen Buden, in welchen Negersinnen Kaffee verkaufen, und ließ sich von ihnen sein Frühstück besorgen. Er wußte sehr wohl deutlich zu machen, was er wünschte. Auf dem Schiffe selbst stand er mit Jedermann im Besten Einvernehmen, und war zuvorkommend gegen Alle. Nur den Fleischer mied er. Er hatte gesehen, daß dieser oft Ochsen und Schafen das Leben nahm, und fürchtete daher für sich ein gleiches Schicksal. Oft schlich er facht zu dem Manne hin, den er wie seinen Opferpriester fürchtensam verehrte, untersuchte ihm die Hände und prüfte Finger nach Finger, ob zwischen denselben nicht etwa ein schneidendes Werkzeug verborgen war. Bei Tische führte er sich höchst anständig und gestittet auf, und wußte mit Löffel, Messer und Gabel vollkommen so gut umzugehen, wie ein achtjähriges Kind. Ein an-

derer Drang-Utang kannte die Stunde des Essens sehr genau, und bettete um Leckerbissen. Als einst sein Herr verreist war, wollte er nichts genießen, er sprang unruhig umher, wälzte sich, fing an zu schreien und schlug mit dem Kopf auf die Erde. Er hatte seine eigene Stube. Kam Jemand ins Nebenzimmer, so riegelte er seine Thür auf, und sah zu was es gab. Da der Riegel etwas schwer aufging, so stieg er auf einen nahe bei der Thür befindlichen Stuhl, um desto mehr Kraft anwenden zu können, und als dieser Stuhl weggestellt wurde, holte er ihn wieder herbei.

Der schon erwähnte Chimpanze oder afrikanische Waldmensch, *Simia troglodytes*, dessen Haar schwarzbraun ist, und dem die Arme nur bis ans Knie reichen, gibt in allen diesen Beziehungen, dem Drang-Utang nichts nach. Er erreicht die Höhe eines ausgewachsenen Menschen, lebt mit seines Gleichen gesellig, und baut Hütten. Ein auf einem Schiffe befindlicher Chimpanze hatte den Backofen heizen gelernt; er gab sorgfältig acht, daß keine Kohlen herausfielen; er wußte sehr genau, wann der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erreicht hatte, und benachrichtigte dann den Bäcker. Er verrichtete auch alle Arten von Matrosenarbeit, wand das Ankertan auf, zog die Segel ein und band sie fest, zur großen Freude der Schiffleute, welche diesen wunderlichen Gefährten sehr gern hatten.

Die großen Affenarten haben etwas Langsames und Schwermüthiges, desto lebendiger sind die kleineren Arten. Sind sie, sagt Lenz in seiner Naturgeschichte, haufenweis beisammen, so sind sie in fortwährender Unruhe begriffen, weil die äußersten immerfort nach innen drängen. Die Nahrung der meisten besteht aus Früchten, unter denen sie große Verwüstungen anrichten; manche fressen auch Würmer, Knospen, Wurzeln, Insekten, Eier und junge Vögel aus den Nestern, welche erst sorgfältig gerupft werden, wenn sie schon Federn haben. Sie durchsuchen alle Bäume, indem sie Stücken Rinde und Holz abreißen, um die verborgenen Insekten oder deren Larven und Puppen zu finden. Haben sie den Baum verlassen, um etwa eine Maiskolbe oder Melone zu holen, so flüchten sie sobald als möglich wieder hinauf, um die Beute oben in Ruhe zu verzehren. Diese Ruhe ist aber, wenn ihrer viele sind, sehr gering, denn einer sucht den andern immer zu befehlen, wobei es nicht ohne Geschrei, Kauferei, Zähnefleischen, Ohrfeigen und Fragen abgeht. Sehr gern plündern sie Pommeranzenbäume. Alle Gegenstände, die der Affe nicht genau kennt, muß er erst mit den Händen befühlen und genau besehen; dazu kommt dann noch eine Untersuchung durch den Geruch. Diesem letztern folgt er übrigens weit weniger

als andere Säugethiere, was man z. B. daraus ersieht, daß er sehr eifrig nach schön gemalten Insekten und Früchten greift, um sie zu verzehren, während z. B. ein Hund, welcher fast nur dem Sinne des Geruchs folgt, sich nicht um das Gemälde kümmert, welcher seinen Herrn oder einen Hasen, Hirsch und dergleichen vorstellt. In der Gefangenschaft füttert man sie mit allerlei Obst, Nüssen, Möhren, Rüben, gekochten Kartoffeln und Brod; die kleineren Arten erhalten auch wohl Milch, Semmel, und nebenher etwas Mais, Hanf und gekochten Reis. Die Speise und zuweilen selbst den Trank bringen sie mit der Hand zum Munde. An Bier, Kaffee, Thee, Wein und überhaupt an alle Speisen und Getränke die der Mensch genießt, lassen sie sich auch gewöhnen.

Nichts sieht possierlicher aus als eine Anzahl Affenweibchen mit ihren Jungen. An Ruhe ist da nicht zu denken. In allen Ecken schreit's. Bald wird das Junge auf den Arm genommen, ans Herz gedrückt, mit liebevollem Blicke betrachtet, mit Leckerbissen gefüttert, gestreichelt und gereinigt; bald bekommt es, wenn es etwa selbst nach Speisen greift oder sich zu weit entfernt, oder mit einem Nachbar Pöffen getrieben hat, tüchtige Ohrfeigen, schreit dann, wird abermals mit Ohrfeigen zur Ruhe verwiesen, und schreit nun desto ärger. Kaum möchte wohl der Affe an natürlicher Klugheit irgend einem Thiere nachstehen, und doch wird man seine Mühe oft schlecht belohnt finden, wenn man es versucht, einen aufzuziehen und frei herumlaufen zu lassen. Die meisten sind sehr unsaubere Gäste, weil sie sich nicht gewöhnen lassen, die Stube oder das Haus rein zu halten, und diebisch sind sie auch im höchsten Grade, weil sie ihre Begierden nicht zu zügeln wissen, wenn sie auch schon zehnmal Hiebe bekommen habe. Die größeren Arten werden auch gewöhnlich tückisch und böshaft. Auch manche kleinere Arten toben und trauern sich zu Tode, wenn man sie alt fängt; bekommt man sie jung, so lassen sie sich leicht zu allerlei Künsten abrichten. Das sieht sich recht nett an, vorzüglich unterhaltend ist es aber für den Zuschauer wenn ein großer Affe sein Pfeifchen raucht; denn wenn er einmal daran gewöhnt ist, so thut er es mit einer solchen Begierde, daß er vor Freuden eine Menge Fragen macht, und hinterdrein noch eine Zeitlang tobt, um des Guten mehr zu bekommen.

Die geographische Verbreitung der Thiere.

II.

Werfen wir einen Blick auf die Karte von Asien, so sehen wir gleich, daß dieser Erdtheil ganz vorzüglich und noch mehr als Afrika und Amerika, geeignet sein muß, eine große Mannigfaltigkeit von Thieren zu ernähren. Asien dehnt sich von der Nähe des Erdgleichers bis zum nördlichen Eismeere, und hat demnach jede mögliche Abstufung der Temperatur. Seine Küsten sind besonders im Süden tief eingeschnitten, und in die mächtigen Meerbusen fallen viele große Ströme, die das Land nach allen Richtungen hin durchziehen. Dadurch erhält dasselbe eine Masse von Feuchtigkeit, und besigt daher, namentlich in den tropischen Gegenden, die beiden Hauptbedingungen eines kräftigen Pflanzenwuchses: Wärme und Feuchtigkeit. In Folge dessen hat es auch eine ungeweine Leppigkeit der Vegetation, welcher nur jene von Südamerika gleich kommt; und zu diesem Thierleben steht das Pflanzenleben in genauem Verhältnisse. Die ungeheueren Himalayakette und andere zahlreiche Gebirgszüge, welche das Innere nach allen Richtungen hin durchziehen, und, mit ewigem Schnee bedeckt, hoch in die Wolken reichen, geben dem Erdtheile eine große klimatische Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Dazu kommen noch in der Mitte Asiens die vielen Hochebenen, und dann im Norden und Osten die ausgedehnten Steppen. Der Nordwesten hat in seiner physischen Gestalt und seinen klimatischen Verhältnissen Aehnlichkeit mit Europa, der Südwesten dagegen mit Afrika. So hat denn Asien eine arktische wie eine tropische, d. h. eine hochnordische und eine ganz südliche Thierwelt; und während in Sibirien der Eisbär, das Renntier und andere Bewohner der Gegenden am Polarkreise vorkommen, leben im Süden Papageyen und Elephanten.

Weit über Asien verbreitet sind Kameele und Dromedare, die aus diesem Erdtheile stammen. Da sie aber seit Jahrtausenden vom Menschen benützt werden, und dessen Einfluß unterworfen sind, so läßt sich schwerlich genau bestimmen, in welcher Gegend ihre eigentliche, ursprüngliche Heimath sein mag. Ein stolzes und kluges Thier ist der indische Elefant, dessen mächtige Stoßzähne oft ein Gewicht von einem Centner erreichen. Seine Heimath hat er in den stark bewässerten, waldigen Gegenden von Vorder- und Hinterindien, wo er im Norden bis zu den Vorbergen des Himalaya angetroffen wird. Auch auf den großen Inseln Ceilon, Borneo und Sumatra findet man ihn. Oft bricht er in großer Menge aus den Wäldern hervor, und richtet in

den Reisfeldern und im Zuckerrohr große Verwüstungen an. Nur mit Mühe läßt er sich dann durch Feuerbrände vertreiben. Ehe das Schießgewehr in Asien allgemein eingeführt war, benützte man ihn bekanntlich auch in Schlachten. — Das asiatische oder indische Nashorn, ein plumpes, aber friedliches Thier, hat im freien Zustande ein spitzes Horn, das seine furchtbare Waffe bildet. Sein Fleisch wird gegessen. Man macht mit abgerichteten Elephanten Jagd auf dieses Thier.

Der blutdürstige Tiger, der in Bengalen am größten und gefährlichsten erscheint, durchsteift weite Landstrecken, denn man findet ihn unter dem Aequator und im Norden an den südlichen Gränzen Sibiriens, die er nicht selten überschreitet. Er gilt für eine wahre Landplage. So viele Tiger auch von den Landeseingebo- renen und den jagdlustigen Engländern, namentlich in Indien erlegt werden, so wenig ist doch eine Verminderung dieser gefährlichen Raubthiere zu bemerken. Asien soll auch das Stammland unserer Haushunde sein, und noch jetzt nährt es einen wilden Hund, den Buansu (*Canis primaevus*); auch Tibet hat eine besondere Hundart, die eine bedeutende Größe erreicht, und sich durch langherabhängende Lippen vor allen übrigen auszeichnet. Sogenannte rothe Hunde (*Chryseus*) von verschiedener Art, findet man vom südlichen Abhange des Himalaya bis Ceylon, und von China bis zum mittelländischen Meere. Die bekannten Schakalls sind dem Reisenden, wie den Eingeborenen im hohen Grade unangenehm durch ihr abscheuliches Geheul, welches sie allnächtlich anstimmen, und das man aus weiter Ferne hört. Eigentliche Füchse sind in vielen Arten vorhanden; so gibt es eine ganz besondere in Nepal. Der schwarze sibirische Fuchs hat einen so werthvollen Balg, daß derselbe zuweilen mit vierhundert Rubeln bezahlt wird.

An wiederläuenden Thieren ist Asien gleichfalls sehr reich; manche sind ihm eigenthümlich, andere hat es mit Afrika und Europa gemeinschaftlich. Das Bisam- oder Moschusthier bewohnt nur die Hochgebirge zwischen Sibirien, China und Tibet, und ist so durchaus auf sehr kalte Gegenden angewiesen, daß es sich nicht einmal gern in solchen Landstrichen aufhält, wo doch kein anderer Baum als die Fichte mehr fortkommt. Man hat den Versuch gemacht Junge in milderm Klima am Leben zu erhalten, sie starben aber. Der Moschus oder Bisam kommt vom Männchen, das in der Nabelgegend eine Vertiefung hat; in dieser ist der Moschus enthalten. Frisch riecht er so stark, daß er Nasenbluten verursacht. Er kommt nach Europa in kleinen Beuteln von der Größe eines Taubeneies. Auf den hinterindischen Inseln lebt der Babi-Russa oder Hirscheber; der Hippe-

laphas oder das Hirschpferd hat eine flatternde Mähne, und der nepalesische Hirsch ist ein stattliches Thier, das unserm Rothwild gleicht. Der Chikara, eine kleine Antilopenart mit vier Hörnern, lebt im westlichen Bengalen, Behar und Orissa; der Nylghau oder blaue Ochs, der etwa die Größe eines Hirsches erreicht, in den mit Rohr bewachsenen Niederungen der nordwestlichen Indiens.

Ziegen und Schafarten hat Asien sehr viele; wir nennen nur das wilde sibirische Schaf oder Argali, welches jetzt zur Kreuzung europäischen Wollviehes gebraucht wird, und im Altaigebirge häufig vorkommt. Die Kaschmirziege ist wegen ihres feinen Haares, aus welchem die besten Shawls verfertigt werden, weltberühmt. Die kaukasische Ziege (*Capra wuagrus*) hält man allgemein für den Stammvater, von welchem alle anderen Ziegenarten herzuleiten sind.

Hochasien ist auch die Heimath des edeln Pferdes, auf dessen Pflege, Wartung und Abrihtung sich die Nomadenvölker, z. B. die Araber und Turkomanen, ganz vortreflich verstehen. Der Onager oder wilde Esel durchrennt die Gebirge Arabiens, Persiens und die düren Hochebenen, er ist der Urstamm jener schönen, schnelllaufenden Esel, die in der Bibel gerühmt und noch jetzt im Morgenlande hoch geschätzt werden.

An den Stromufern und in den großen Wäldern der sibirischen Ebenen leben zahllose Heerden von Rennthieren, Eleunthieren, Wölfen, Füchsen, Bären, Vielfraße und Marder; viele Nagethiere, namentlich Eichhörnchen, und der Zemni und Spalar, die beide blind sind. Am Ufer des Eismeeres führt der Polarbär Krieg mit allem was Leben hat. Im Meere schwimmen dort Walfischthiere und Seekühe; im kaspischen Binnensee auch Seehunde.

Das Krokodil des Ganges, der Gavial, mit seiner langen Schnauze, ist vom afrikanischen Krokodil verschieden. Schlangen und Rattern sind in unglaublicher Menge vorhanden, z. B. die Brillenschlange oder Naya, welche von Gauklern zum Tanze abgerichtet wird. Die Marlimpe ist so giftig, daß ihr Biß fast unmittelbar den Tod bringt.

Viele asiatische Vögel haben ein prächtiges Gefieder. Am Indus herrschen als Tyrannen der besiederten Welt riesenhafte Geier, und die Zahl der Adler, Falken und Nachteulen ist ungemein bedeutend. In den Palmenwäldern flattern haufenweis die geschwägigen Papageyen umher; z. B. die Loris mit karmoisinrothem Gefieder, die Kakadus mit milchweißem Federschmuck, und die schmelzfarbigen kleinen Papageyen, die Kurufas mit

goldfarbigem und scharlachrothen Federn; die Malkohas mit großem Schnabel, die Spornkakule mit steif- und starrvorstehendem Gefieder, die Bartrogül, die Nashornvögel und viele andere. Asien ist auch die Heimath der Fasanen.

Die Thiere Europas stehen in Bezug auf Größe und Wildheit, so wie in Mannigfaltigkeit der Gattungen und Arten hinter den asiatischen zurück. Unser Erdtheil hat keine so große Ausdehnung und liegt nur unter dem gemäßigten und kalten Erdstrich, daher fehlen ihm die Thiere der heißen Zone. Aber um den Mangel einigermaßen zu ersetzen, haben wir den übrigen Erdtheilen sehr viel entlehnt, und manche nützliche Thiere aus der Fremde geholt, um dieselben bei uns einzubürgern. Im Norden hat er seine Thierwelt mit Nordasien und Nordamerika so ziemlich gemeinschaftlich, den Bären, das Walros, das Rennthier, die Füchse und andere. Der Auerochse, so berühmt in unserer Vorzeit, lebt jetzt nur noch in einigen Gegenden Litthauens. Fünf Hasen- und Kaninchenarten sind unserm Erdtheile eigenthümlich.

Der Kuhbaum.

Als Alexander von Humboldt in Kolumbien war, hörte er von einem Baume, dessen Saft der Milch gleiche und als Nahrungsmittel benützt werde. Er fand, als er ihn sah, daß man die Wahrheit gesagt hatte. Die Spanier nennen ihn palo de vaca; er hat längliche, zugespitzte Blätter nebst einer etwas fleischigen Frucht, die einen, oder zuweilen zwei Kerne enthält. Macht man einen Einschnitt in den Stamm, so fließt in reichlichem Maße eine dicke, zähe, milchartige, von Schärfe völlig freie und angenehm riechende Flüssigkeit hervor. Sie wird von den Negern und allen Leuten getrunken, die in den Pflanzungen arbeiten, und die Reisenden nahmen eine beträchtliche Menge zu sich, ohne davon im geringsten nachtheilige Wirkung zu spüren. Wird der Saft der Luft ausgesetzt, so zeigt er auf seiner Oberfläche eine gelbliche Substanz in häutigen Schichten, die elastisch sind und in fünf bis sechs Tagen sauer werden.

Der Kuhbaum ist besonders häufig am See von Maracaybo. Unter den vielen merkwürdigen Erscheinungen, sagt Humboldt, die sich mir im Laufe meiner Reisen darboten, gab es in der That wenige, die einen so starken Eindruck auf mich gemacht haben, wie der Kuhbaum. Alles, was auf Milch und Getreide Bezug hat, erweckt in uns eine Theilnahme, die nicht bloß in der physischen Kenntniß von Dingen zu suchen ist, sondern sich mit einer andern Reihe von Begriffen und Gefühlen verknüpft. Es ist kaum zu begreifen, wie das Menschengeschlecht ohne mehrlige Substanzen und ohne die nährende, in der Mutterbrust enthaltene Flüssigkeit, welche dem körperlichen Zustande des schwachen Kindes so angemessen ist, bestehen könnte. Das Stärkemehl, welches die Getreidegewächse enthalten, — der Gegenstand religiöser Verehrung unter so vielen alten und neuen Völkern, — ist in den Samen vertheilt und in den Wurzeln von Vegetabilien abgelagert, während die Milch, welcher wir uns als Nahrung bedienen, ausschließlich das Erzeugniß des thierischen Organismus zu sein scheint. Solches sind die Eindrücke, die wir in früher Kindheit erhalten, und das ist die Quelle der Bewunderung, die uns ergriff, als wir den Kuhbaum erblickten. Prächtige Wälder, majestätische Flüsse, und hohe, mit ewigem Schnee bekleidete Berge sind nicht die Gegenstände, die wir hier bewundern. Einige wenige Tropfen einer vegetabilischen Flüssigkeit prägen uns den Begriff der Macht und Fruchtbarkeit der Natur ein. Auf dem ausgehörrten Abhange eines Felsens wächst ein Baum mit dünnen, lederartigen Blättern, dessen große, holzige Wurzeln kaum in den Boden eindringen, denn mehre Monate im Jahre werden seine Blätter durch kein Regenschauer angefeuchtet; Aeste und Zweige erscheinen wie tod und verwittert. Bohrt man aber den Stamm an, so fließt eine süße und nahrhafte Milch aus demselben. Bei Sonnenaufgang ist diese vegetabilische Quelle am ergiebigsten. Zu dieser Zeit sieht man Schwarze und Indianer von allen Seiten herbeiströmen. Jeder ist mit einem großen Rapse zur Aufnahme der Milch versehen, die an ihrer Oberfläche gelb wird und sich verdickt. Einige leeren ihre Gefäße auf der Stelle aus, während andere sie für ihre Kinder mitnehmen. Man glaubt die Familie eines Hirten zu erblicken, welcher die Milch seiner Heerde vertheilt.